

Arbeit als Heilbedingung

Fritz Hartmann und die Grazer Psychiatrie im Ersten Weltkrieg

Der Erste Weltkrieg bedeutete für die Grazer Medizin im Allgemeinen und für die Psychiatrie im Besonderen eine tiefe Zäsur. Mit dem erst kurz vor dem Krieg errichteten Neubau des Landeskrankenhauses sowie einer größeren Anzahl von Kuranstalten und Kliniken verfügte Graz über moderne und spezialisierte Einrichtungen, die 1914 die Wunden eines kurzen Waffengangs heilen sollten. Allerdings wurde schon nach wenigen Monaten Krieg deutlich, dass die vorhandenen medizinischen Kapazitäten nicht ausreichen würden. Insbesondere die Behandlung von Soldaten, die an der Isonzofront einen »Nervenschock« erlitten hatten, wurde als dringliches militärisches und psychiatrisches Erfordernis erkannt. In Zusammenarbeit mit der »Landeskommission für heimkehrende Krieger« sowie den Militärbehörden entwickelten Grazer Psychiater ein zusammenhängendes, differenziertes Behandlungssystem, das die abrupt ansteigende Zahl nervenkranker Soldaten aufnehmen und ihnen ihre Dienst- und Arbeitsfähigkeit wiedergeben sollte. Hier setzt dieser Beitrag an. Er möchte zum einen verdeutlichen, dass in Graz jene wechselseitigen Prozesse wirksam waren, die der britische Historiker Mark Harrison pointiert als »Medikalisierung des Krieges und Militarisierung der Medizin« bezeichnet hat.¹ Gemeint ist damit, dass militärische und medizinische Interessen komplementär gedacht und als Voraussetzung für den Sieg definiert wurden. Auch die Ärzteschaft Österreich-Ungarns entwickelte ein ausgeprägtes Bewusstsein dafür, dass es darauf ankam, die erlittenen Verluste möglichst weitgehend zu kompensieren. In einem modernen, industrialisierten Krieg, der die Mobilisierung aller Kräfte zum Zwecke des Kriegserfolges bündelte, war rigorose Regeneration Leitgedanke und Handlungsprinzip. Das 1915 geäußerte Diktum des Grazer Psychiaters Fritz Hartmann, wonach in diesem Krieg »jenes Volk siegen wird, welches zuerst gesundet«, bringt das auf den Punkt.² Zum anderen soll herausgearbeitet werden, vor welchem spezifischen militärisch-politischen Hintergrund und in welchem konkreten Handlungsrahmen die Grazer Psychiatrie im Ersten Weltkrieg agierte. Im Blick liegt hierbei der eben angesprochene Fritz Hartmann (1871–1937), der als Direktor der Universitäts-Nervenklinik maßgeblichen Einfluss auf die organisatorische Ausgestaltung und therapeutische Aus-

1 Harrison, Mark: The Medicalization of War – the Militarization of Medicine, in: Social History of Medicine, Jg. 9 (1996) Heft 2, 267–276.

2 Hartmann, Fritz: Die Fürsorge für nervenkranken Militärpersonen in der Kriegszeit. 1. Bericht für die Landeskommission zur Fürsorge heimkehrender Krieger, Graz 1915, 2.

richtung der Kriegspsychiatrie nahm.³ Zu zeigen wird sein, dass Hartmanns Handeln stark von den Ideen der »Volksnervenheilstättenbewegung« geprägt war. Diese hatte sich um 1900 in Abgrenzung zu privaten Nervenheilanstalten gebildet und verfolgte das Ziel, nervenkranken Arbeiter:innen und Minderbemittelte in eigenen Einrichtungen kostengünstig zu behandeln. Im Mittelpunkt der therapeutischen Bemühungen standen handwerkliche und landwirtschaftliche Tätigkeiten, die Hartmann unter dem Begriff der »Arbeit als Heilbedingung« zusammenfasste. Im Krieg hielt Hartmann an diesem Ansatz fest und setzte diesen in den Nervenheilanstalten der Stadt um. Im Vergleich zu Wien oder zu den Militärspitälern Ungarns oder Krains, wo in der Behandlung von nervenkranken Soldaten vornehmlich elektrische Verfahren angewandt wurden, setzte damit die Grazer Psychiatrie andere Akzente. Eine Besonderheit bildete die von Hartmann mitinitiierte »Übungsschule für Sprachkranke und Gehirnverletzte«, wo Soldaten mit Kopfschussverletzungen in interdisziplinärer Zusammenarbeit von Neurologen, Psychiatern und Pädagogen behandelt wurden. Angesprochen werden schließlich zwei weitere Aspekte, nämlich das Hungersterben von psychiatrischen Patient:innen in der Landes-Heilanstalt Feldhof sowie – mit Blick auf die Zeit nach 1918 – die Grazer Nervenklinik als Ort politischer und psychiatrischer Radikalisierung.

Hintergrund und Handlungsrahmen kriegspsychiatrischer Versorgung

Nachdem sich im Herbst 1914 die Hoffnung auf einen kurzen Krieg zerschlagen hatte und eine immer größere Zahl von kranken und verwundeten Soldaten zu versorgen war, sahen sich Habsburgs Regierungsbehörden zum Handeln aufgefordert. Ein für die Steiermark und Graz wichtiger Schritt war der am 16. Februar 1915 veröffentlichte Erlass des k. k. Ministers des Innern an die Statthalter der Kronländer. Er sollte eine gezielte, »die ganze Donaumonarchie umspannende, auf breiter Basis aufgebaute Aktion des Staates« einleiten, die auf die »Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit der Kriegsinvaliden« zielte.⁴ Hierzu war im Besonderen die Medizin gefordert. Als koordinierendes Gremium gründete sich am 6. März 1915 in Graz die steiermärkische »Landes-

3 Vgl. Hofer, Hans-Georg: Nervenschwäche und Krieg. Modernitätskritik und Krisenbewältigung in der österreichischen Psychiatrie, Wien 2004, 249–252. Hartmann erhielt nach dem Studium und der medizinischen Promotion (1896) in Graz seine Ausbildung an der Grazer Nervenklinik unter Gabriel Anton, bei dem er sich 1902 habilitierte. Nach dem Weggang Antons an die Universität Halle (1905) übernahm Hartmann zunächst die kommissarische und kurze Zeit darauf als außerordentlicher Professor die definitive Leitung der Klinik. 1911 wurde Hartmanns Professur in ein Ordinariat für Psychiatrie und Neurologie umgewandelt. Im Jahr darauf (1912) konnte er mit seinen Mitarbeitern den Neubau der Psychiatrisch-Neurologischen Klinik beziehen.

4 Burkard, Otto: Einleitung, in: Landeskommission zur Fürsorge für heimkehrende Krieger (Hg.): Die Kriegsbeschädigtenfürsorge in Steiermark. Tätigkeitsbericht der steiermärkischen Landeskommission zur Fürsorge für heimkehrende Krieger über die Jahre 1915, 1916 und 1917, Graz 1918, 1.

kommission zur Fürsorge für heimkehrende Krieger«. Sie stand unter dem Vorsitz des k. k. Statthalters und führte Vertreter politischer Behörden, der Militärverwaltung, des Roten Kreuzes, der Sozialversicherungsinstitute sowie Experten aus Wissenschaft und Medizin zusammen.⁵ Die Aufgaben der Landeskommission wurden mit dem Kriegsministerium und den Militärkommandos abgestimmt. Festgelegt wurde beispielsweise, dass die Heeresverwaltung für Unterkunft, Verpflegung und Bekleidung der verwundeten Krieger aufzukommen hatte, diese aber im Militärdienst verbleiben mussten. Auch »vorzeitig Superarbitrierte« (aus dem Militärdienst entlassene Soldaten) konnten zur »Nachheilung« wieder einberufen werden. Der Tätigkeitsbereich der Kommission blieb nicht allein auf die Steiermark beschränkt, sondern umfasste von Mitte des Jahres 1915 an auch einen erheblichen Teil der südlichen Nachbarländer wie Kärnten, Krain und das Küstenland, da »die durch den Krieg mit Italien geschaffenen Verhältnisse dortselbst eine breitere Entfaltung der Kriegsinvalidenfürsorge unmöglich machten«⁶.

Verglichen mit den anderen Landeskommissionen der kriegführenden Monarchie hatte die steiermärkische eine gewichtige Bedeutung. Im Etappenraum der Isonzofront gelegen, war sie ein Eckpfeiler der österreichischen Militärmedizin und Invalidenfürsorge. Steiermarkweit, von der im Krieg vorangetriebenen Errichtung der Lungenheilstalt Stolzalpe bei Murau bis zur Kriegsinvalidenschule in Leibnitz, wurden eine Vielzahl von öffentlichen und privaten Heilanstalten, Kureinrichtungen, Krankenhäusern und Spitalern, aber auch öffentliche Gebäude wie Schulen und Behörden in den Tätigkeitsbereich der »Landeskommission« gestellt.

Die anlaufende Tätigkeit der »Landeskommission« sowie der Kriegseintritt Italiens im Mai 1915, der die Frage der Ausweitung von Unterbringungsmöglichkeiten für nervenranke Soldaten dringlich machte, waren Hintergrund und Handlungsrahmen für die Grazer Universitätspsychiatrie. Schon Ende Februar 1915 – und damit noch vor der Gründung der Landeskommission – hatte Hartmann beim Kriegsministerium auf rasches Handeln gedrängt und von Umstrukturierungen in seiner Klinik berichtet.⁷ Die inhaltliche Stoßrichtung seiner Initiative legte Hartmann in einer Denkschrift nieder, die er im Juni 1915 unter dem Titel »Die Fürsorge für nervenranke Militärpersonen der steirischen Landeskommission« übergab. Darin forderte Hartmann vehement die Errichtung einer »Volksheilstätte für Nervenranke«, um »den ungezählten Fällen von Zusammenbruch des Nervensystems bei aktiven Militärpersonen« entgegen wirken zu können.⁸

5 Zur Landeskommission zur Fürsorge für heimkehrende Krieger existiert im Steiermärkischen Landesarchiv kein Sonderbestand. Einzelinformationen aus dem Jahr 1915 lassen sich aus dem Bestand »Statthaltereipräsidium« entnehmen; Steiermärkisches Landesarchiv (StLA), Statth. Präs A5b-1120/1915. Für diesen Hinweis danke ich Dr. Wolfgang Weiß.

6 Burkard, Einleitung (1918), 3.

7 Vgl. Österreichisches Staatsarchiv (ÖStA), KA, KM 1915, 14. Abt., 12-3/50, Hartmann, Fritz: Schreiben an k. u. k. Kriegsministerium betr. Reformspital auf der psychiatrischen Klinik Graz, 26. Februar 1915.

8 Hartmann, Fürsorge/1. Bericht (1915), 2.

Leitgedanke und therapeutisches Kalkül von Hartmanns Denkschrift entstammten der »Volksnervenheilstättenbewegung«, einer psychiatrischen Reformallianz, die um 1900 eine ebenso effiziente wie kostengünstige Antwort auf die Nervenkrankheiten der »kleinen Leute« finden wollte. Zuvor war es zu einer Welle von Neugründungen privater Nervensanatorien für wohlhabende, nicht »geisteskranke« Patient:innen gekommen.⁹ In Graz war dies beispielsweise das 1886 von dem Psychiater Richard von Krafft-Ebing gegründete Sanatorium für Nervenranke in Mariagrün. Die erste private Nervenheilanstalt in der Stadt erfüllte höchste Ansprüche. Den 19 Nervenkranken, die sich in der Heilanstalt aufhielten, standen im Schnitt zwei Ärzte und 27 Betreuungspersonen zur Verfügung. Als therapeutische Maßnahmen wurden Ruhe, moderate Ablenkung vom Alltag, körperliche Bewegung, kalte Duschen und hydrotherapeutische Praktiken sowie leichte Formen der Arbeitstherapie empfohlen. Das Sanatorium hatte einen hervorragenden Ruf und zog Patient:innen aus ganz Europa an; selbst Patient:innen aus Ägypten, Ostindien und den Vereinigten Staaten reisten nach Graz, um ihre neurasthenischen Beschwerden lindern zu lassen.¹⁰ Ein ähnliches Publikum hatte einige Jahre später auch der Grazer Internist Franz Müller für seine Nerven-Heilanstalt »Meerscheinschloss« ins Auge gefasst. Das zum Privatsanatorium für Nervenranke umfunktionierte Barockschlösschen, »in gesunder, ruhiger, vom Geschäftstreiben und Wagenverkehr verschonter Lage«, galt als exklusives Refugium für wohlhabende Nervenranke.¹¹

An dieser klassenspezifischen Ausrichtung privater Nervenheilanstalten formierte sich Kritik. Der Leipziger Nervenarzt Paul J. Möbius ging 1896 in seiner Schrift »Über die Behandlung von Nervenkranken und die Errichtung von Nervenheilstätten« mit den bestehenden Gepflogenheiten scharf ins Gericht. Für Möbius waren Einrichtungen wie die Grazer Sanatorien »Luxusanstalten«, deren medizinischer Zweck und Nutzen nicht immer erkennbar war und die minderbemittelte Nervenranke diskriminierten. Voraussetzung für Möbius' Kritik war die soziale Diffusion der Nervenkrankheit Neurasthenie, die nicht mehr nur als Krankheit privilegierter Schichten galt, sondern als »Volkskrankheit« wahrgenommen und zunehmend auch in Arbeiterkreisen diagnostiziert wurde. 1899 wurde in Berlin das Haus Schönow für mittellose Nervenranke gegründet; weitere Heilstätten folgten. Die erste Einrichtung dieser Art in Österreich-Ungarn war die 1912 in Wien eröffnete Nervenheilanstalt am Rosenhügel.¹²

9 Zur Gründung privater Nervenheilanstalten im ausgehenden 19. Jahrhundert vgl. Shorter, Edward: Private Clinics in Central Europe 1850–1933, in: Social History of Medicine, Jg. 3 (1990) Heft 2, 159–195.

10 Vgl. Gugl, Hugo/Stichl, Anton: Neuropathologische Studien. Stuttgart 1892, 11–13; Oosterhuis, Harry: Stepchildren of Nature. Krafft-Ebing, Psychiatry, and the Making of Sexual Identity, Chicago 2000, 92–94.

11 Müller, Franz: Nerven-Heilanstalt »Meerscheinschloss«, Graz, Graz [1900], 1.

12 Vgl. Fangerau, Heiner: Zwischen Kur und »Irrenanstalt«. Die »Volksnervenheilstättenbewegung« und die Legitimation eines staatlichen Sanatoriumsbetriebs am Beispiel der »Rasemühle« bei Göttingen, in: Wolters Christine/Beyer, Christof/Lohff, Brigitte (Hg.): Abweichung und Normalität. Psychiatrie in

In Graz hatte Fritz Hartmann ähnliche Pläne gefasst, doch war deren Umsetzung daran gescheitert, dass »zunächst der vollkommenen Ausgestaltung der Tuberkulosefürsorge der Vorrang gelassen werden musste«¹³. Nach Fertigstellung der beiden großen steirischen Lungenheilstätten nördlich von Graz (1906 Hörgas und 1914/15 Enzenbach)¹⁴ drängte Hartmann zum Bau einer »Volksnervenheilstätte«, deren bauliche und medizinische Anforderungen er in seiner Denkschrift detailliert darlegte. Die Einrichtung mit geplanten 150 Betten sollte der Grazer Nervenlinik angegliedert werden und ausschließlich »nervenranke Soldaten« aufnehmen, die mit einer »methodisch strukturierten Arbeitstherapie« behandelt werden sollten. Darunter verstand Hartmann – in Anlehnung an Möbius – eine »ärztlich individualisierte, dosierte und zweckmässig körperlich und geistig angepasste Beschäftigung mit für das Individuum erreichbarem und erkennbarem Arbeitserfolge«¹⁵. Gleichzeitig ließ er keinen Zweifel daran, dass die Fürsorge für Nervenranke Teil der Mobilisierung für den Kriegsgewinn war. Hartmann war sich voll und ganz bewusst, dass psychiatrisches Handeln im Krieg nach effizienten Rekonvaleszenz- und Rückführungsstrategien auszurichten war. Die Parole, die der Denkschrift vorangestellt war, gab dieser Haltung pointiert Ausdruck: »In diesem Krieg wird jenes Volk siegen, welches zuerst gesundet.«¹⁶

Der »Nervenkrieg« am Isonzo

Als Leiter der Grazer Nervenlinik hatte Hartmann eine Sprecherrolle, die über unmittelbare psychiatrische Belange hinausging – und zentrale Herausforderungen des Krieges adressierte. Wie Hartmann in allen seinen Kriegsschriften betonte, hatten der deutsche Kaiser Wilhelm II. und seine obersten Heerführer den Krieg zu einer »Nervenfrage« erklärt – eine Einschätzung, die von vielen geteilt wurde und gerade auch in Graz ihre Anhänger und Proponenten fand. Für Hans Gross (1847–1915), Leiter des Grazer kriminologischen Instituts, waren »sehnenstarke Nerven« sowohl für die ins Feld ziehenden Soldaten wie auch für die Zuhausegebliebenen das entscheidende Merkmal, um den

Deutschland vom Kaiserreich bis zur Deutschen Einheit, Bielefeld 2013, 25–42; Hofer, Nervenschwäche und Krieg (2004), 142–143.

13 Hartmann, Fritz: Die Fürsorge für nervenranke Militärpersonen in der Kriegszeit, in: Landeskommision zur Fürsorge für heimkehrende Krieger (Hg.): Die Kriegsbeschädigtenfürsorge in Steiermark. Tätigkeitsbericht der Steiermärkischen Landeskommision zur Fürsorge für heimkehrende Krieger über die Jahre 1915, 1916 und 1917, Graz 1918, 26.

14 Weiss, Norbert: Im Zeichen von Panther & Schlange, Graz 2006, 315–357.

15 Hartmann, Fürsorge/Landeskommision (1918), 22. Zu Begriff und Entwicklung der Arbeitstherapie vor 1914 siehe Schott, Heinz/Tölle, Rainer: Geschichte der Psychiatrie. Krankheitslehren, Irrwege, Behandlungsformen, München 2005, 435–446 sowie Ankele, Monika/Brinkschulte, Eva (Hg.): Arbeitsrhythmus und Anstaltsalltag. Arbeit als Therapie in Psychiatrien vom Kaiserreich bis zum Nationalsozialismus, Stuttgart 2015.

16 Hartmann, Fürsorge/1. Bericht (1915), 2.

Anforderungen der Kriegszeit gewachsen zu sein.¹⁷ In Gross' Formulierung hallte noch die althergebrachte Deutung von Nerven nach, die analog zu Sehnen und Muskeln als gebündelte Körperstränge gedacht wurden und als unverzichtbare Eigenschaften des Soldaten galten, der auf dem Kampfplatz die Kraft aller seiner Fasern benötigte. Doch schnell war klar geworden, dass der moderne, industrialisierte Krieg ganz andere Anforderungen stellte. Nicht mehr schneidige Attacken, Muskelkraft – der Säbel als verlängerter Arm – und kühner Heldenmut im Nahkampf machten den Soldaten aus. Der Stellungskrieg erforderte eine eher passiv agierende Kämpferfigur, die sich trotz der Enge in der Kampfstellung und der Wucht der Explosionen im psychischen Gleichgewicht halten konnte.¹⁸ Diese Verschiebung wurde von den Militärs bald erkannt. »Der Mut ist anders geworden, sein Aussehen hat sich gewandelt«, schrieb 1915 Feldmarschallleutnant Erwin von Mattanovich (1861–1942), der Militärkommandant in Graz, in einer Broschüre.

Heute sieht der Mut so aus wie der lehmfarbene Mann im Schützenloch, über dem tagelang die schweren Geschosse hinheulen und der zusammengekauert die Einschläge zählt, die Entfernungen schätzt: »100 Schritte ... 50 Schritte ... die nächste Lage muß Dich treffen!« Mit einem Wort: der passive Mut der Nerven hat heute den aktiven Mut der Muskeln zum großen Teil abgelöst.¹⁹

Mattanovich hatte mit dieser Einschätzung erkennbar die Kriegsverhältnisse an der Ostfront sowie an der Westfront im Blick. In Galizien und Flandern hatten die Bodenverhältnisse immerhin den Aushub von Schützenlöchern erlaubt, in denen der »lehmfarbene Mann« Schutz vor Artilleriebeschuss suchen konnte. Der Krieg im Karst verschärfte die Anforderungen an den »passiven Mut der Nerven« noch einmal. Für Soldaten, die an die italienische Front verlegt worden waren, bedeutete die neue Situation ein Schockerlebnis. Die Lehmböden Osteuropas waren für den Bau von Stellungen wie geschaffen gewesen und hatten den Männern ein Gefühl relativer Sicherheit gegeben. Der obersteirische Infanterist Hans Pölzer (1894–1917) schrieb in seinem auf Tagebuchaufzeichnungen basierenden autobiografischen Erlebnisbericht: »Wir bauten förmlich Wunderwerke von Erdbefestigungen in dem unergründlichen Humus am Rande herrlicher Eichen- und Buchenwälder.« Mit diesen Erdbefestigungen, die sich hinter einem Dickicht von Draht verbargen, entstanden Unterkünfte, »die entschieden wohnlicher als die Bahnhofskaserne in Graz waren«.²⁰

Mit der Verlegung an den Isonzo hingegen kamen die Männer in ein Kampfgebiet, das die Zuflucht unter weicher Erde unmöglich machte.²¹ Im Karst des Triester Hin-

17 Vgl. Gross, Hans: Nerven, Familienblätter und Krieg, in: Die Umschau, 19 (1915), 221.

18 Hofer, Nervenschwäche und Krieg (2004), 260.

19 Mattanovich, FML [Erwin] von: Mut und Todesverachtung, Graz 1915, 9.

20 Pölzer, Hans: Drei Tage am Isonzo (verfaßt in Rottenmann 1916), Salzburg 1993, 4.

21 Zur Kriegslandschaft im Karst vgl. Lutz Musner: Die verletzte Trommel. Der Krieg im slowenisch-tries-tinischen Karst 1915–1917, Wien 2015; Hofer Nervenschwäche und Krieg (2004), 258–260.

terlandes mussten Schutzvorrichtungen erst in den Felsen gesprengt werden. Je nach Frontabschnitt und Intensität der Kampfhandlungen konnte es Monate dauern, bis die Felskavernen von den Soldaten bezogen werden konnten. Die meisten Laufgräben der vorderen Kampflinien waren anfangs nur mit Holz, Sandsäcken und Dachpappe verstärkt worden und an manchen Stellen so niedrig, dass die Männer robben mussten, um ihren Körper unter dem Grabenrand fortbewegen zu können. Hinzu kam, dass im Karstgestein das Artilleriefeuereine ungewohnt starke und unberechenbare Wirkung hatte. Die auf Felsgestein explodierenden Geschosse lieferten die Soldaten einer potenzierten Sprengwirkung aus, die selbst kampferfahrene Männer an den Rand des Wahnsinns brachte. »Ich war in diesem Augenblick kein Mensch, sondern nur ein Lebewesen, dessen Nerven nicht hinreichten, die Fürchterlichkeit des Augenblicks zu fassen und die doch zu stark waren, um zusammenzubrechen.«²²

Im Kampfgebiet des Karstes zeigte sich, dass selbst die Toten für die Lebenden noch eine Funktion hatten: In Laufgräben, die nicht vertieft werden konnten, wurde die fehlende Brustwehr durch aufgeschichtete Leichen gebildet; tote Kameraden wurden damit zum Kugelfang. Unter Beschuss prasselten auf die Männer Erde, Stahl- und Steinsplitter sowie verwesende Körperteile nieder. Die Momente, die im Maschinenkrieg über Leben oder Tod entschieden, waren kurz. In jeder Feuerpause war ein Sturmangriff des Gegners zu erwarten, dessen Stellungen in Rufweite von den eigenen entfernt lagen. Die »nervenspannende Nähe von 40 bis 50 Schritten zwischen den Gegnern« zwang zu beständiger Aufmerksamkeit.²³ Erfolgte der gegnerische Angriff tatsächlich, entschieden präzise Situationserfassung und konzentrierte Waffenbedienung über Erfolg oder Misserfolg der Verteidigung. Psychische Widerstandskraft ging mit der Fähigkeit einher, die Signale der gegnerischen Kampfführung richtig zu deuten und entsprechend zu handeln. In diesem Sinne erforderte, wie sich der Grazer Rechtsanwalt Ludwig Biró erinnerte, das Verharren in den Gräben und Kavernen »intensivste Präsenz und äußerste Anspannung«.²⁴

In dieser Kriegslandschaft, wo der Soldat ebenso zufällig getroffen werden wie überleben konnte, wurden die anthropologischen Anforderungen an den modernen Soldaten über seine »Nervenstärke« definiert. Vor und nach den Kampfhandlungen wurden an die Frontsoldaten am Isonzo »nervenstärkende Mittel« ausgegeben. Diese hatten dafür nur Verachtung übrig: »Brom bekommt hier jetzt jeder Mann, denn die Nerven sollen durch solchen Quark nach Erschütterungen besser werden«, berichtete ein Medizinstudent seinem Vater.²⁵ Innerhalb der Truppe hatten nervöse, ängstliche

22 Pölzer, Isonzo (1916/1993), 13.

23 Selle, Hermann: Vom Höhensinn eines österreichischen Kriegsfreiwilligen. Aus den Tagebüchern und Briefen des auf Doberdò am 9. Mai 1916 gefallenen Leutnants Hermann Selle, herausgegeben von seinem Vater, Graz 1917, 32.

24 Biró, Ludwig: Die erste Hälfte meines Lebens. Erinnerungen eines Grazer jüdischen Rechtsanwaltes von 1900–1940, hg. von Christian Fleck, Graz 1998, 66.

25 Selle, Höhensinn (1917), 23.

Soldaten einen schweren Stand. »Nervenkrüppel« war in der Schützengrabengemeinschaft ein Schimpfwort, das mit Feigheit gleichgesetzt wurde und den Betroffenen zum Außenseiter machte. Von der allseits geforderten »Beherrschung der Nerven« konnte jedoch selbst bei erfahrenen Frontärzten, die über die Wirkungen des Trommelfeuers Bescheid wussten, keine Rede sein. Beim ersten Donnern der Geschütze »springen [wir] in die Kavernen und saufen Rum, wenn wir einen haben, bis wir bewusstlos sind«, schrieb ein Arzt über seine Erlebnisse an der Front. »Tapferkeit sei eine reine Nervenangelegenheit, hörte ich einmal dozieren. Mit unserer Nervenspannkraft ist's vorbei.«²⁶ Die Bedeutung der Isonzofront nahm über den weiteren Kriegsverlauf stetig zu und stand im Mittelpunkt der österreichisch-ungarischen Militärmedizin.²⁷ Von keiner anderen Front kamen mehr verwundete oder erkrankte Soldaten – darunter viele mit Verletzungen am Kopf, des Gehirns und des Rückenmarks, mit »Nervenzusammenbrüchen« und »Erschöpfungsneurosen«.²⁸

Ausweitung und Mobilisierung: Die Militärabteilungen der Nervenlinik

Von Mitte des Jahres 1915 an wurde Graz – der Isonzofront deutlich näher als Wien – jener Ort, an dem »nervenkrankte Soldaten« vordringlich aufgenommen und versorgt werden sollten. Zusätzlich zu den Unterbringungsmöglichkeiten an der Universitäts-Nervenlinik (60 Betten), einer »Notabteilung« im Landeskrankenhaus (30 Betten) und dem k. k. Garnisonsspital Nr. 7 in Graz (90 Betten)²⁹ wurden auf dem Gelände der psychiatrischen Landesheilanstalt Feldhof mehrere Krankenbaracken für etwa 300 Soldaten errichtet. Leitung und Betrieb waren der Landesheilanstalt überantwortet.³⁰ Durch die anhaltende Zuteilung nervenkranker Soldaten nach Graz wurden weitere Kapazitäten dringend gebraucht. Anfang des Jahres 1916 pachtete die »Landeskommission« vom Roten Kreuz zwei Sanatorien, um den »Belagraum« zu erhöhen: Die Nervenheilstation Graz-Eggenberg (110 Betten, 20 Offiziere, 90 Mann) und die Nervenheilstation Bad Gesundbrunn in Graz-Gösting (60 Betten) wurden mit der Stammabteilung der Nervenlinik als k. u. k. Militärabteilungen der k. k. Nervenlinik vereinigt und der Leitung von Fritz Hartmann übergeben. Hinzu kamen noch einige weitere

26 Leditznig, Christoph: Sturm und Sonnenschein über den Sieben Gemeinden, in: Breitner, Burghard (Hg.): Ärzte und ihre Helfer im Weltkriege 1914–18, Innsbruck 1936, 80.

27 Vgl. ÖStA, KA, B/41 Nachlass Johann Steiner, Erinnerungen aus dem Großen Krieg (1914–1918), Manuskript (ca. 1939), Bl. 147 und Bl. 187.

28 Di Gaspero, H[einrich]: Beitrag zur Kenntnis der nervösen Erkrankungen im Kriege, in: Mitteilungen des Vereines der Ärzte in Steiermark, 53 (1916), 17–29, 37–45.

29 ÖStA, KA, KM. 1916, Präs. 15-25/155-3, k. u. k. Kriegsministerium Behandlung von nervenkranken Militärpersonen, 10. Juli 1916.

30 Vgl. Hartmann, Die Grazer k. k. Nervenlinik im Dienst des Krieges, Graz 1918, 1166, 1250; Weiss, Panther (2006), 95.

Heilanstalten, wie die Nervenheilstätte Laßnitzhöhe bei Graz (100 Betten) und die »Rekonvaleszenzstation« vom Roten Kreuz Schloss Pfannberg bei Frohnleiten mit rund 30 Betten.³¹

Fasst man diese von Hartmann bzw. der »Landeskommission« (teils unterschiedlich) mitgeteilten Angaben zusammen, so war 1916 in Graz und Umgebung an acht Orten Platz für rund 800 Militärpersonen zur nervenärztlich-psychiatrischen Unterbringung und Behandlung geschaffen worden. Zu unterscheiden sind hier die als »Militärabteilungen der Nervenklinik« zusammengeschlossenen und unter Hartmanns Leitung stehenden Nervenheilstätten, in denen die prinzipiell als »heilungsfähig« erachteten »Kriegsnervenerkrankungen« behandelt wurden, und die Krankenbaracken an der Landesheilstätte Feldhof, die administrativ eben dieser unterstanden und eine geschlossene Unterbringung für »schwierige« oder »aussichtslose Fälle« vorsahen.

Die Nervenheilstätten Eggenberg und Gösting boten aufgrund ihrer Lage an der Peripherie der Stadt sowie jeweils großzügigen Gartenarealen ideale Verhältnisse für die Behandlung der Nervenkranken. Zwar war es aus Hartmanns Sicht nicht – wie erhofft und vorgeschlagen – zu einem Neubau einer »Volksnervenheilstätte« gekommen, aber mit der Eingliederung dieser Anstalten war doch »die ersehnte Möglichkeit [gegeben], die Arbeit als Heilbedingung in ausgedehntem Maße zur Behandlung nervöser Störungen heranzuziehen, wie dies seit einem Jahrzehnt in den Volksheilstätten für Nervenranke des deutschen Reiches in mustergültiger Weise durchgeführt worden ist.«³² An den Grazer Nervenheilstätten wurden alle Arten der Therapie angewandt, im besonderen Hydro-, Mechano- und Elektrotherapie. Zusätzlich ließ Hartmann die Anstalten zu »Arbeitsschulen« (Hartmann) ausgestalten, um die Patienten gezielt an handwerkliche, landwirtschaftliche und künstlerische Tätigkeiten heranzuführen zu können. Hierzu zählten Korbflechterei, Tischlerei, Schlosserarbeiten, Buchbinderei und Tonarbeiten. Hinzu kam die Möglichkeit zu Blumen- und Tierzucht sowie zum Anbau von diversen Nutzpflanzen. Musikunterricht und Gesangsstunden sowie Kurse in Maschineschreiben rundeten die Behandlung ab. Hartmanns therapeutische Prämisse – »Arbeit als Heilbedingung« – folgte damit exakt den Behandlungsprinzipien der »Volksnervenheilstätten« aus der Vorkriegszeit.³³ Die aus Hartmanns 1918 veröffentlichter Bilanzpublikation »Die Grazer k. k. Nervenklinik im Dienst des Krieges« entnommenen Bilder, die Soldaten bei landwirtschaftlichen Tätigkeiten zeigen, geben einen Eindruck davon.

Eine verbindliche Regelung zum Umgang mit nervenkranken Soldaten wurde im Sommer 1916 geschaffen. Das Kriegsministerium wies alle Militärkommandos an,

31 Vgl. Hartmann, Nervenklinik (1918), 1169; Landeskommission, Kriegsbeschädigtenfürsorge (1918), 46–48.

32 Hartmann, Fürsorge/Landeskommission (1918), 26.

33 Hartmann, Fritz: Arbeit als Heilbedingung bei Nervenkrankheiten. Ein Beitrag zur Volksheilstättenbewegung für Nervenranke, Graz 1917, 18–24.



Gemeinsame Schulstunden mit Sprachkranken und anderen Gehirnverletzten.

Abb. 1: »Übungsschule« für Sprachkranke und Gehirnverletzte.

»nur erfahrene und erprobte Nervenfachärzte in Spezialnervenheilanstalten« mit der Behandlung »nervenkranker Militärpersonen« zu betrauen, um deren erneute Dienstfähigkeit »in möglichst kurzer Zeit« zu gewährleisten. Als »Nervenspezialärzte« mit Einsatzgebiet in Graz wurden genannt: an der Nervenklinik Fritz Hartmann, Max de Crinis und Simon Auswald; am Garnisonsspital des Militärkommandos Heinrich di Gaspero, Eduard Phleps und Richard Weeber; an der Nervenheilanstalt in Eggenberg Hans Schrottenbach, in Bad Gesundbrunn Alfred Kalmann sowie an der Heilanstalt Laßnitzhöhe Eduard Miglitz. Nicht in der Liste genannt war Othmar Albrecht, der schon vor 1914 als Militärarzt wirkte und im Krieg zur Grazer Psychiatergruppe engen Kontakt hielt.³⁴

³⁴ ÖStA, KA, KM 1916, Präs. 15-25/155-3, k. u. k. Militärkommando in Wien an das k. u. k. Kriegsministerium, Behandlung von nervenkranken Militärpersonen (22. Juli 1916): Nachweisung über die im Territorialbereiche vorhandenen Nervenheilanstalten und Nervenspezialärzte. Kurzbiographien zu den hier genannten Nervenärzten und Psychiatern bei Michael Hubenstorf: Tote und/oder lebendige Wissenschaft: Die intellektuellen Netzwerke der NS-Patientenmordaktion in Österreich, in: Gabriel, Eberhard/Neugebauer, Wolfgang (Hg.): Von der Zwangssterilisierung zur Ermordung. Zur Geschichte der NS-Euthanasie in Wien. Teil II, Wien 2002, 237–420, hier 405–406.



Abb. 2-3: Arbeitstherapie für nervenkrankte Soldaten in Grazer Nervenheilstätten.

Für den Aufenthalt von Patienten in den Nervenspitälern wurden strenge Regeln festgelegt. Der freie Ausgang war auf ein Minimum zu beschränken und Urlaubsansuchen »grundsätzlich abzuweisen«. Arzt und Patient standen in einem Subordinationsverhältnis. Mit der Behandlung in einer Nervenheilstätte sollten keinerlei Privilegien verbunden sein. Das Kriegsministerium hatte diesbezüglich eindeutige Worte gefunden: Nervenranke Militärpersonen hätten den »mitunter auch unangenehmen Anordnungen der Spezialärzte unbedingt Folge zu leisten«.³⁵

Die Bedeutung der Grazer Nervenlinik und ihrer assoziierten Heilstätten zur Versorgung nervenkranker Soldaten spiegelt die Zahl der »therapeutischen Anwendungen« wider, die Hartmann mit seinen Mitarbeitern durchführte. Darunter waren alle dokumentierten physikalischen, mechanotherapeutischen und arbeitstherapeutischen Maßnahmen zu verstehen, die zur Behandlung der Patienten ergriffen wurden. Die Zahl dieser Anwendungen stieg von 1.300 im Jahre 1914 auf 66.000 (nach anderen Angaben auf über 80.000) im Jahre 1916, und vervielfachte sich damit zumindest um den Faktor 50. Im Jahr 1917 fiel die Zahl der Anwendungen leicht ab, um bis Kriegsende auf hohem Niveau zu stagnieren. Psychiatrie und Nervenheilkunde, bilanzierte Hartmann 1918 mit Blick auf diese Zahlen, seien in diesem Krieg zu einer »neuen militärmedizinischen und sozialmedizinischen Materie geworden«.³⁶

Auch über die Dauer der Aufenthaltszeit der nervenkranken Patienten, ihre Herkunft, militärische Zugehörigkeit sowie ihre soziale und berufliche Stellung wurde Buch geführt. 1916 wurden bei jedem nervenkranken Soldaten, der in den Militärabteilungen der Grazer Nervenlinik untergebracht worden war, durchschnittlich 74 »therapeutische Anwendungen« vollzogen; die durchschnittliche Verweildauer der Patienten betrug zwei Monate und 16 Tage. Rund 14 % der Patienten waren Offiziere, die in gesonderten Abteilungen behandelt wurden. Soziale und hierarchische Faktoren spielten in der Diagnosestellung eine bedeutende Rolle. Die Symptome der »nervösen Erschöpfung« und der »Neurasthenie« beispielsweise sah Fritz Hartmann als »die alleinige Domäne der Offiziere« an – eine Position, die in offenem Widerspruch zu der von ihm propagierten Idee und Praxis der Volksnervenheilstätten stand.³⁷

Die meisten Patienten hatten einen landwirtschaftlichen oder handwerklichen Beruf. Ihnen kam die von Hartmann avisierte Arbeitstherapie besonders entgegen. Mehr als ein Drittel der Kranken kam aus der Steiermark, doch wurden Soldaten aus allen Teilen der Monarchie behandelt. Die überwiegende Zahl der Soldaten hatte an der Isonzofront gekämpft.³⁸ Den Erfolg der durchgeführten Behandlungen gab Hartmann als »außerordentlich günstig« an. Rund 82 % aller nervenkranken Soldaten seien bei

35 ÖStA, KA, KM 1916, Präs. 15-25/155-3, k. u. k. Kriegsministerium, Behandlung von nervenkranken Militärpersonen, 10. Juli 1916.

36 Hartmann, Nervenlinik (1918), 1245 und 1251.

37 Hartmann, Nervenlinik (1918), 1129.

38 Hartmann, Fürsorge/Landeskommission (1918), 28.

»strenger Bewertung« als »geheilt« oder »weitgehend gebessert« eingestuft und »zu einem großen Teil als weiterhin militärdiensttauglich entlassen« worden.³⁹

Psychiater und Pädagogen im Kriegseinsatz

Ein besonderes Anliegen war Hartmann die Errichtung einer Abteilung für Sprachkranke und Gehirnverletzte, deren Behandlung er als vernachlässigtes Aufgabenfeld der Kriegspsychiatrie erkannt hatte.⁴⁰ Für die – *horribile dictu* – »Gehirnkrüppel«, für Männer also, die durch Kopfschüsse an Bewegungs- und Gleichgewichtsstörungen oder Gedächtnisverlust litten, in vielen Fällen auch ihre Sprachfähigkeit verloren hatten, entwickelte er im Frühjahr 1915 die »Übungsbehandlung«.⁴¹ Zunächst wurde eine provisorische »Übungsschule für Sprachkranke und andere Gehirnverletzte« in Räumlichkeiten der Grazer Nervenlinik eingerichtet. Mit Unterstützung des Oberstadtrates (und ehemaligen städtischen Baudirektors) Rudolf Linner gelang die Einrichtung weiterer »heilpädagogischer Behandlungsstätten« im Stadtgebiet.⁴² In diesen arbeitete Hartmann mit Lehrern zusammen, die sprachschwache Kinder unterrichtet hatten und somit über Erfahrungen im Hilfsschulunterricht verfügten. In enger Kooperation von Neurologen, Psychiatern und Pädagogen sollte »die schulübungsmäßige Wiedererweckung und Wiedererlernung verloren gegangener Hirnleistungen« erwirkt werden.⁴³

Die »Übungsbehandlung« setzte sich aus zwei Teilen zusammen. Zunächst sollte durch mechanische, physikalische und orthopädische Maßnahmen die Bewegungsfähigkeit der Verletzten ermöglicht werden. In einem zweiten Schritt sollten durch gezielte Sprach- und Lernübungen die noch intakten Regionen des Gehirns gefördert werden. Das erklärte Ziel Hartmanns lag im »Wiedersatz der verloren gegangenen oder behinderten Funktionen«, von sinnlich-räumlichen Orientierungsleistungen, Merkfähigkeit und Sprache. Im Idealfall konnte auf diesem Weg für die Patienten eine erhebliche Besserung ihres Zustandes erzielt oder sogar die Wiederaufnahme ihrer

³⁹ Ebd., 31.

⁴⁰ Zu den Kopfschussverletzungen im Ersten Weltkrieg siehe Hagner, Michael: *Verwundete Gesichter, verletzte Gehirne. Zur Deformation des Kopfes im Ersten Weltkrieg*, in: Schmölders, Claudia/Gilman, Sander L. (Hg.): *Gesichter der Weimarer Republik. Eine physiognomische Kulturgeschichte*, Köln 2000, 78–95.

⁴¹ ÖStA, KA, KM 1915 14. Abt., Präs. 62-5/38, Hartmann, Fritz: *Übungsschule für Sprachkranke und andere Gehirnverletzte an der Grazer Nervenlinik*.

⁴² Vgl. Hartmann, Fritz: *Übungsschulen für »Gehirnkrüppel« (Sprachkranke und andere Gehirnverletzte)*, in: *Mitteilungen des Vereins für Ärzte Steiermark*, 52 (1915), 17–29, 37–45. Kurzfassungen dieser Arbeit veröffentlichte Hartmann in der *Münchener Medizinischen Wochenschrift* 62 (1915), 769 und 63 (1916), 413.

⁴³ Hartmann, *Fürsorge/Landeskommission* (1918), 25.

bisherigen Berufstätigkeit erreicht werden. Eine neuerliche militärische Verwendung war nicht vorgesehen. Die Grazer »Behandlungsstätten« nahmen nur Soldaten auf, die deutsch unterrichtet werden konnten. 1915 und 1916 wurden in diesen über 150 Gehirnverletzte der »Übungsbehandlung« unterzogen, mit einer durchschnittlichen Behandlungsdauer von sechs Monaten.

Mit seiner Initiative zur Behandlung von Soldaten mit Kopfschüssen erlangte Hartmann sowohl in der österreichisch-ungarischen als auch in der deutschen Militärneurologie große Aufmerksamkeit.⁴⁴ Neben dem Aufbau und der Leitung von Spezialnervenheilstätten war dies das wichtigste Handlungsfeld Hartmanns, dem er erhebliche materielle, organisatorische und personelle Ressourcen zur Verfügung stellte.⁴⁵ Die Grazer Einrichtungen zur Behandlung von Hirnverletzten waren Orte der strukturierten Zusammenarbeit von Chirurgie, Neurologie, Psychiatrie und Pädagogik – und wurden zum Vorläufer dessen, was sich später unter dem Begriff der Neurorehabilitation herausbilden sollte.

Arbeitstherapie versus Elektrotherapie

Mit psychischen Schocksymptomen und »traumatischen Neurosen« hatte sich vor 1914 kaum einer der Grazer Psychiater wissenschaftlich befasst. Eine Ausnahme bildete Eduard Phleps, der 1903 mit einer Arbeit über »Psychosen nach Erdbeben« in die Fachöffentlichkeit getreten war und den nach Erdbeben auftretenden »seismischen Schock« beschrieben hatte.⁴⁶ Daran anschließend beschäftigte sich im Krieg Hartmanns Mitarbeiter Max de Crinis mit der Frage, wie sich Schockwirkungen nach Granatexplosionen pathophysiologisch bestimmen ließen.⁴⁷ In die fachwissenschaftlichen Diskussionen über Kausalität, Genese und Behandlung der Kriegsneurosen, die 1916 auf der Münchener »Kriegstagung der Gesellschaft deutscher Nervenärzte« kulminierten, griffen die Grazer Psychiater allerdings nicht ein. Auch mit den Wiener Nervenärzten und Psychiatern bestand wenig Austausch, obwohl Julius von Wagner-Jauregg vor seiner Berufung nach Wien als Psychiater in Graz gewirkt hatte. Hingegen wurden im dritten Kriegsjahr, als die Zuteilung nervenkranker Soldaten von der

44 Vgl. Reichmann, Frieda: Zur praktischen Durchführung der ärztlichen und sozialen Fürsorgemaßnahmen bei Hirnschussverletzten, in: Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten, 58 (1917), 114–140.

45 An der Durchführung der Übungsbehandlung habe »der größte Teil der Ärzte der Klinik« teilgenommen, betonte Hartmann, Fürsorge/Landeskommission (1918), 30.

46 Phleps, Eduard: Psychosen nach Erdbeben, in: Jahrbücher für Psychiatrie und Neurologie 23 (1903), 382–440. Zur psychiatrischen Erdbebenforschung und Phleps vgl. Coen, Deborah R.: The Earthquake Observers. Disaster Science from Lisbon to Richter, Chicago 2013, 128–129.

47 De Crinis, Max: Humoralpathologische und biochemische Studien zu den Wirkungen von Explosionen auf das menschliche Nervensystem, in: Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten, 59 (1918), 988–1013.

Isonzofront abrupt zunahm, Psychiater von anderen Standorten nach Graz beordert. Von Bedeutung war in diesem Zusammenhang der aus Prag kommende Psychiater Leo Taussig (1882–1944)⁴⁸. Er hatte einen hervorragenden Ruf und tat Dienst an mehreren Grazer Nervenspitälern. Darüber hinaus übernahm er weitere Aufgaben. Taussig war vom Kriegsministerium ausersehen worden, die aus den österreichisch-ungarischen »Nervenspezialanstalten« eingehenden »Erfolgsberichte« zu prüfen. Aufsehen erregten zu diesem Zeitpunkt vor allem die Berichte des ungarischen Nervenarztes Viktor Gonda (1889–1959), Abteilungsarzt am ungarischen Invalidenspital in Rózsahegy. Gonda hatte – ähnlich dem »Kaufmannschen Verfahren« in Deutschland – starke elektrische Ströme mit Suggestion kombiniert und eine »Überrumpelungsbehandlung« der Kriegsneurosen eingeführt, mit der er sämtliche ihm übergebenen Soldaten »vollkommen geheilt« haben wollte.⁴⁹ Im Juni 1916 reiste Taussig zu Gonda, um sich über sein Behandlungsverfahren ein Bild zu machen. In seinem Bericht konnte Taussig zwar keine »positive Erklärung« für die behaupteten Erfolge geben, konzidierte Gonda jedoch großes therapeutisches Geschick. Das entscheidende Moment des Behandlungsverfahrens bestehe darin, dass »der am Schlachtfeld erlittene Schock des Nervensystems, der die traumatische Neurose zur Folge hat, durch den faradischen Schock abgelöst wird.«⁵⁰

Nicht nur in westungarischen Lazaretten, sondern auch in Kriegsspitälern südlich von Graz wurden Stromstöße in zahlreichen Modifikationen variiert. In der Nervenabteilung des Militärspitals in Laibach/Ljubljana, das vorrangig Soldaten von der Isonzofront aufnahm, hatten der Militärarzt Emmerich Rablorzky und der Röntgenologe Edmund von Nesnera ein spezielles Behandlungsverfahren entwickelt: die »Fulguration«. Dabei handelte es sich um eine Induktionsfunkenserie, die aus einem modifizierten Apparat des Röntgenlaboratoriums gewonnen wurde. Auch bei dieser Methode kam es auf die »Überrumpelung« des Patienten an. Das Behandlungsverfahren setzte auf eine suggestive Atmosphäre und lief stets nach einem bestimmten Ritual ab: »Der Patient kommt in das verfinsterte Röntgenlaboratorium. Er wird entkleidet, auf dem zu diesem Zweck aufgestellten, mit einem einfachen Leinentuch bedeckten Holztisch mit nach oben gestreckten Armen fixiert.« Sodann vereinbarten die Militärärzte mit dem Patienten, dass er, sobald er im Gewitter der Funken das Gefühl habe, gesund zu sein, dies durch einen lauten Ausruf anzeigen solle. Damit sei die Behandlung abge-

48 1919 erlangte Taussig in Prag die *venia legendi* für Psychiatrie, 1931 die außerordentliche Professur. 1942 wurde Taussig in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert, wo er an der psychiatrischen Abteilung des Krankenhauses arbeitete. Im Oktober 1944 wurde er in Auschwitz ermordet. Feuß, Axel: Das Theresienstadt-Konvolut, Hamburg 2002, 73; Hlaváčková, Ludmilla/Svobodný, Petr: *Biografický slovník pražské lékařské fak.* 2, 1348–1939, Praha 1993, 328.

49 Gonda, Viktor: Rasche Heilung der Symptome der im Kriege entstandenen »traumatischen Neurose«, in: *Wiener klinische Wochenschrift*, 29 (1916), 951.

50 ÖStA, KA, KM 1917, 14. Abt., 43-20/1-2, Oberstabsarzt L[eo] Taussig: Bericht über das Heilungsverfahren der traumatischen Neurose, 31.7.1916.

schlossen. Das Verfahren war äußerst schmerzhaft und bedeutete für die behandelten Soldaten eine fortgesetzte Gewalterfahrung. Über die Wirkung des Verfahrens schrieben die beiden Militärärzte: »Wir haben den Strom an uns selbst versucht. Die Wirkung hat nicht den Typus des Schmerzes des faradischen Stroms, die Reizung ist mehr lokalisiert und der Schmerz in seiner Qualität voller, dichter.«⁵¹ Auch in Wien und Prag wurden an den Nervenabteilungen der großen Kriegsspitäler elektrische Verfahren durchgeführt. Maßgebende Psychiater wie Julius von Wagner-Jauregg waren davon überzeugt, dass elektrische Ströme unter den Bedingungen des Krieges die effektivste Form der Behandlung von Nervenerkrankungen waren.⁵² Erst mit Fortdauer des Krieges, als die elektrischen Behandlungsverfahren aufgrund ihrer Schmerzhaftigkeit und Gefährlichkeit zu Protesten führten, begann sich das zu ändern. Nachdem im Oktober 1917 das Wiener Kriegsministerium Kenntnis davon erlangte, dass »durch die therapeutische Anwendung des Sinusstroms bei der Behandlung von hysterischen Krankheitszuständen in mehreren Fällen der Tod des Patienten verursacht wurde«, wurde dieses Verfahren an allen Militärsanitätsanstalten der Monarchie verboten.⁵³ Die elektrischen Behandlungsverfahren galten zunehmend als diskreditiert. Auf der Suche nach Alternativen gerieten neben psychoanalytischen Verfahren auch arbeitstherapeutische Maßnahmen, so wie sie Hartmann in Graz eingeführt hatte, erneut ins Blickfeld. Im September 1918 wurde in einer weiteren Weisung des Kriegsministeriums zum Ausbau von Nervenspitälern »besonders betont«, dass »die Arbeitstherapie einen der wichtigsten Faktoren bei der Behandlung von Kriegsneurosen bildet und ihr ein ganz besonderes Augenmerk zuzuwenden ist«⁵⁴. Zu einer einheitlichen Umsetzung der Arbeitstherapie in den Nervenspitälern kam es aufgrund des Kriegsendes nicht mehr.

Hungersterben in der »Heilanstalt«

In scharfem Kontrast zu den Grazer militärischen Nervenheilanstalten stand die Situation in der Landes-Irrenanstalt Feldhof im Süden der Stadt. Überfüllung, Mangel an

51 Nesnera, Edmund von/Rablorzky, Emmerich: Zur Therapie der traumatischen Neurose und der Kriegshysterie, in: Wiener klinische Wochenschrift, 29 (1916), 1617–1618.

52 Zur Wiener Kriegspsychiatrie siehe Hofer, Hans-Georg: Between Efficiency and Experimentation: Revisiting War and Psychiatry in Vienna, 1914–1920, in: van Bergen, Leo/Vermetten, Eric (Hg.): The First World War and Health. Rethinking Resilience, Leiden 2020, 123–145; ders.: Beyond Freud and Wagner-Jauregg: War, Psychiatry, and the Habsburg Army, in: Hofer, Hans-Georg/Prüll, Cay-Rüdiger/Eckart, Wolfgang U. (Hg.): War, Trauma, and Medicine in Germany and Central Europe, 1914–1939, Freiburg 2011, 49–71.

53 ÖStA, KA, KM 1917 14. Abt., Behandlung von hysterischen Krankheitszuständen – Anwendung von Sinusströmen (6. Oktober 1917), 53–47.

54 ÖStA, KA, KM 1915 14. Abt., 43–51, weiterer Ausbau von Nervenstationen und Behandlung von Kriegsneurotikern (9. September 1918).

Hygiene und Überforderung des zahlenmäßig zu geringen Betreuungspersonals führten schon in den Jahren vor dem Krieg zu unhaltbaren Zuständen und hohen Sterblichkeitsraten.⁵⁵ Die kriegsbedingte Verknappung der Ressourcen sowie die Fokussierung der Grazer Universitätspsychiater auf die Wiedererlangung der Dienst- und Arbeitsfähigkeit nervenkranker Soldaten brachte eine weitere Vernachlässigung der Insass:innen in der Anstaltspsychiatrie mit sich. Hartmann selbst drängte auf eine strikte Trennung zwischen den ihm unterstellten »Nervenabteilungen« und der »geschlossenen Einrichtung« Feldhof, da es dadurch möglich geworden sei, »allen sonst verfügbaren Belagraum und ihre Arbeitskraft für die offene Krankenbehandlung freizuhalten« und »spezialisierte Behandlungen« auszuarbeiten. Er behielt sich allerdings vor, »schwierigere Fälle« und »krankensinnige« [sic!], zur Begutachtung stehende Militärpersonen am Feldhof zur Aufnahme zu bringen.⁵⁶ Dies legt die Deutung nahe, dass als aussichtslos erachtete oder aus anderen Gründen als missliebig angesehene Patienten aus den Nervenanstalten in die geschlossene Anstalt abgeschoben wurden. Von einem dortigen arbeitstherapeutischen Engagement der Grazer Universitätspsychiater ist nichts bekannt. Bezeichnend hingegen ist, dass kurz nach Kriegsbeginn die Anstalt Feldhof mit Stacheldraht eingezäunt und von der Außenwelt vollständig abgeschirmt wurde. Die Anstalt geriet ins Abseits. Die Reduzierung der Ressourcen und zugewiesenen Nahrungsmittelrationen verschärfte sich insbesondere ab 1916; im Winter 1916/17 konnte die Anstalt nicht mehr beheizt werden. Entsprechende Appelle von Seiten des Leiters der Anstalt, Otto Hassmann, blieben bei Stadt und Behörden ohne Erfolg.⁵⁷

Nach dem Kriege konnte der Wiener Psychiater Julius Wagner-Jauregg statistisch belegen, dass der Nahrungsmittelmangel in den deutsch-österreichischen Anstalten zu einem Hungersterben geführt hatte. 1917 hatte sich die Sterberate gegenüber 1914 verdreifacht und betrug fast 27 %.⁵⁸ Die Grazer Anstalt Feldhof war keine Ausnahme, sondern erreichte exakt diese Dimension: 1917 starben 26,9 % aller Pfleglinge. Jeder vierte Insasse überlebte dieses Jahr nicht.⁵⁹

55 Vgl. Watzka, Carlos: Vom Armenhaus zur Landesnervenklinik Sigmund Freud. Zur Geschichte psychisch Kranker und des gesellschaftlichen Umgangs mit ihnen in der steirischen Landeshauptstadt vom 16. bis zum 21. Jahrhundert, in: *Historisches Jahrbuch der Stadt Graz*, 36 (2006), hg. von Friedrich Bouvier und Nikolaus Reisinger 295–337, hier 315–316; Watzka: Die »Landes-Irrenanstalt Feldhof bei Graz« und ihre Insassen 1874–1913. Eine Skizze zur Entstehung der »modernen« Anstaltspsychiatrie in der Steiermark, in: *Blätter für Heimatkunde*, 80 (2006) Heft 1, 14–40.

56 Hartmann, *Nervenklinik* (1918), 1166. Näheres hierzu führte Hartmann in seinen Veröffentlichungen nicht aus. Eine Untersuchung der Kriegsverhältnisse in der Heilanstalt steht noch aus. Ausgangspunkt wäre hier der im Wiener Kriegsarchiv aufbewahrte Bestand mit Patientenakten aus dem Feldhof.

57 Vgl. Weiss, Panther (2006), 95.

58 Vgl. Faulstich, Werner: Hungersterben in der Psychiatrie 1914–1949. Mit einer Topographie der NS-Psychiatrie, Freiburg 1998, 60–62; Wagner-Jauregg, Julius: Die Krankbewegung in den deutsch-österreichischen Irrenanstalten seit Kriegsbeginn und die Abnahme des Alkoholismus, in: *Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift*, 22 (1920/21), 357–360, 373–376.

59 Diese Prozentzahl hat Carlos Watzka anhand von Berichten und statistischen Zusammenstellungen aus

Zu diesem Zeitpunkt war der Hungertod »geisteskranker« Menschen allgegenwärtig – und wurde nicht selten bewusst in Kauf genommen. Im Herbst 1917 stellte der leitende Psychiater der Landes-Siechenanstalt im südweststeirischen Schwanberg in einem offiziellen Schreiben fest: »Eine ergiebige Kostaufbesserung für die so Erkrankten ist in der Anstalt untunlich, da die ohnehin äußerst knapp bemessene Lebensmittelmenge dadurch Anderen, noch Gesunden, entzogen werden müßte, und der einmal vorgeschrittener Erkrankte ohnehin verloren ist.«⁶⁰ Die »Arbeiter-Zeitung« vermeldete im Jänner 1919: »Aus den Irrenanstalten fast aller Gebiete Deutschösterreichs wird berichtet, daß die Pflinglinge allmählich an Erschöpfung zugrunde gehen und daß die Anstalten aussterben [...]. Einzelne kleinere Siechenanstalten auf dem Lande wurden in den letzten Monaten wegen des Absterbens der meisten Pflinglinge geschlossen.«⁶¹ Eine ähnliche Entwicklung ist von den Nervenspitälern nicht bekannt, gleichwohl sich auch hier die Verhältnisse massiv verschlechtert hatten.

Psychiatrische und politische Radikalisierung nach 1918

Das im Vergleich zur Wiener Psychiatrie gemäßigte Vorgehen im Ersten Weltkrieg darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass aus der Grazer Psychiatrie Radikalisierungsprozesse in Gang gesetzt wurden und auffällige personelle Kontinuitäten zu den medizinischen Verbrechen im Nationalsozialismus bestehen. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Nervenklinik ein Zentrum des Grazer und steirischen »Heimatschutzes«. Hartmann selbst nahm als Obmann des »Bundes der Deutschen« eine herausragende Rolle in der steirischen Heimwehr ein, deren radikal deutschnationalen Flügel er als einflussreicher und prominenter Grazer Psychiater repräsentierte.⁶² 1934 emeritiert, verstarb Hartmann 1937. Aus seinem Mitarbeiterkreis an der Grazer Psychiatrischen Klinik stammten nicht nur vier von sechs der österreichischen Gutachter der nationalsozialistischen »Euthanasie«-Verbrechen,⁶³ sondern auch zwei hochrangige NS-Mediziner. Max de Crinis, im Ersten Weltkrieg einer der engsten Mitarbeiter von Hartmann an der Grazer Nervenklinik, NSDAP-Mitglied seit 1931 und »illegaler« Aktivist, wurde nach politisch motivierten Berufungen nach Köln (1934) und Berlin (1938), wo er zusätzlich eine leitende Position im Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung bekleidete, der »mächtigste medizinische Wissenschaftspolitiker des Na-

dem Feldhof errechnet, vgl. Watzka, Armenhaus (2006), 321. In absoluten Zahlen starben 1917 in der Anstalt Feldhof 534 Menschen.

60 ÖStA, AVA, MdI Sanität, Karton 3117 (Volkskrankheiten), Dr. Buchberger, Landes-Siechenanstalt Schwanberg, Schreiben an k. k. Bezirkshauptmannschaft Deutschlandsberg, 20. September 1917.

61 Der Einfluß der Ernährungsnot auf Kinder und Kranke, in: Arbeiter-Zeitung, 2.1.1919, 6.

62 Vgl. Hubenstorf, Wissenschaft (2002), 332–333.

63 Oskar Begusch (1897–1944), Hans Bertha (1901–1964), Rudolf Lonauer (1907–1945) und Ernst Sorger (1892–1945). Vgl. Hubenstorf, Wissenschaft (2002), 323–330.

tionalsozialismus ab 1940«. ⁶⁴ Otto Kauffmann, der nach seiner Promotion in Graz von 1921 bis 1927 Assistent an Hartmanns Nervenlinik war, wurde 1942 »Sonderbeauftragter« des »Reichsgesundheitsführers« Leonardo Conti und zählte neben de Crinis zur medizinischen Funktionselite des NS-Regimes. ⁶⁵

Hartmanns Kriegsschriften und sein arbeitstherapeutisch geprägter Umgang mit nervenkranken Soldaten enthalten nur wenige Anzeichen jener deutschnationalen und rassenhygienischen Schubkraft, die von seiner Klinik in der Zwischenkriegszeit ausging. Das Kriegsende, der Zerfall des Habsburgerstaates, die Abtrennung der Untersteiermark, die Not der Nachkriegszeit und der von vielen – gerade auch in der Medizin – für kaum lebensfähig gehaltene »Rumpfstaat« Deutsch-Österreich vertieften und verschärften seine deutschnational-völkische Geisteshaltung. In Hartmanns erster Nachkriegsvorlesung (Oktober 1919) tritt dies bereits deutlich hervor. ⁶⁶ Die gedruckte Vorlesung war »meinen deutschen Hörern gewidmet!« und bestand in einer Aneinanderreihung psychiatrischer Parolen, die auf die »Erhaltung und Kräftigung deutscher Geistesverfassung« abzielten: »Habe jeder Deutsche acht auf die Quelle seiner geistigen Kraft [...], habe jeder acht auf die wichtigste Grundlage eines gesunden Volksgeistes, daß alles Handeln der Menge unbeirrt bleibe von fremden geistigen Einfluß.« Voraussetzung dafür war Hartmann zufolge nicht nur die »Steigerung der Arbeitsleistung« aktueller, sondern auch die »reinrassige eheliche Verbindung zur Erzeugung ebensolcher Nachkommenschaft«. ⁶⁷ Damit verband Hartmann Argumente rationalisierter Arbeitstherapie mit Forderungen der Rassenhygiene, die im Laufe des Krieges an Einfluss gewonnen hatte.

Hartmanns Vorgänger und Lehrer an der Grazer Nervenlinik, der Psychiater Gabriel Anton (1858–1933), hatte eine radikal nationalistische Haltung bereits zu Beginn des Krieges erkennen lassen. Anton hatte von 1894 bis 1905 den Lehrstuhl für Psychiatrie in Graz inne, bevor er einen Ruf als Direktor der Psychiatrischen und Nerven-Klinik an der Universität Halle annahm. 1915 beschwor Anton in einem Vortrag die »aufartende Funktion« des Krieges und warf den Feindesmächten vor, mit »minderwertigen Sklavenrassen« die »Höherzüchtung des deutschen Volkskörpers« verhindern zu wollen. ⁶⁸ Am Ende des Krieges sah sich auch Hartmann als Arzt und

64 Hubenstorf, *Wissenschaft* (2002), 324. Zu de Crinis siehe Beddies, Thomas: *Universitätspsychiatrie im Dritten Reich. Die Nervenlinik der Charité unter Bonhoeffer und de Crinis*, in: Vom Bruch, Rüdiger (Hg.): *Die Berliner Universität in der NS-Zeit. Band II: Fachbereiche und Fakultäten*, Stuttgart 2005, 55–72; Jasper, Hinrich: *Maximinian de Crinis (1889–1945). Eine Studie zur Psychiatrie im Nationalsozialismus*, Husum 1991.

65 Vgl. Hubenstorf, *Wissenschaft* (2002), 329–330.

66 Hartmann, Fritz: *Gedanken zum ersten Friedens-Semester! Akademische Vorlesung, gehalten am 7. Oktober 1919, Graz 1920.*

67 Ebd., 3–4.

68 Anton, Gabriel: *Wohlfahrt und Wiedergenesung der deutschen Rasse*, in: *Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift*, 17 (1915/16), 85.

Psychiater aufgerufen, den Wiederaufbau der »Willenstärke« und der »Nervenkraft« des Volkes einzuleiten. Hartmann war kein Einzelfall. Ähnliche, in Diktion und Stoßrichtung zum Teil noch radikalere Forderungen waren am Ende des Ersten Weltkriegs in der deutschen und österreichischen Psychiatrie weit verbreitet, wie die Beispiele von Erwin Stransky in Wien, Emil Kraepelin in München oder – in seiner wirkmächtigsten Form – von Alfred Hoche in Freiburg zeigen.⁶⁹

Schluss

Die Grazer Universitätsmedizin hatte im Ersten Weltkrieg – bedingt durch ihre relative Nähe zur Isonzofront sowie aufgrund ihrer Kapazitäten und ihres hohen Spezialisierungsgrads – große Bedeutung. Dies gilt auch für die Psychiatrie und Nervenheilkunde, die in Graz unter der Leitung von Fritz Hartmann standen. Hartmann verstand es, in Zusammenarbeit mit Politik und Militär spezialisierte Behandlungssysteme zu entwickeln, die in der österreichisch-ungarischen Kriegsmedizin ein hohes Maß an Eigenständigkeit und Funktionalität aufwiesen. Anders als in Wien und den meisten Nervenspitälern der kriegführenden Monarchie standen in Graz nicht die schmerzhaften elektrischen Zwangsverfahren im Mittelpunkt, sondern Behandlungsmethoden, die Hartmann unter dem Postulat »Arbeit als Heilbedingung« zusammenfasste. Dies bedeutete, dass die nervenkranken Soldaten neben physikalischen und diätetischen Therapien zu handwerklicher und landwirtschaftlicher Tätigkeit angeleitet wurden. Mit dieser schon in Friedenszeiten geübten Behandlungspraxis stießen die Ärzte sowohl bei den Patienten als auch bei deren Angehörigen und in der Bevölkerung auf breite Akzeptanz. Der Vorwurf der »elektrischen Folter«, der nach dem Krieg zu einer Verhandlung gegen Julius Wagner-Jauregg und andere Wiener Ärzte führte⁷⁰, lässt sich mit Blick auf die Grazer Situation nicht feststellen. Dies bedeutet nicht, dass die Grazer Psychiater die individuellen Bedürfnisse und Interessen der Soldaten über militärische Erwägungen gestellt hätten. Die Nervenspitäler waren temporäre Refugien und zugleich Orte, wo Prinzipien medizinischer Rationalisierung und militärischer Remobilisierung konsequent umgesetzt wurden. Die Grazer Nervenklinik stand – so hat es Fritz Hartmann 1918 bilanzierend selbst ausgedrückt – »im Dienst des Krieges«⁷¹. Die möglichst schnelle »Wiederherstellung der Dienstfähigkeit« nervenkranker Soldaten

69 Vgl. Freis, David: *Psycho-Politics between the World Wars: Psychiatry and Society in Germany, Austria, and Switzerland*, Cham 2019; Hofer, Hans-Georg: *Aus Krieg, Krise und Kälte. Alfred Hoche über »lebensunwertes Leben«*, in: Gadebusch Bondio, Mariacarla/Stamm-Kuhlmann, Thomas (Hg.): *Wissen und Gewissen. Historische Untersuchungen zu den Zielen von Wissenschaft und Technik*, Berlin 2009, 47–89.

70 Vgl. Eissler, Kurt: *Freud und Wagner-Jauregg vor der Kommission zur Erhebung militärischer Pflichtverletzungen*, Wien 1979.

71 So der Titel des Aufsatzes von Hartmann, *Nervenklinik (1918)*.

war das erklärte Ziel der universitären Psychiatrie. Diese verstanden sich als Teil einer militärisch-medizinischen Funktionselite, die mit ihrem therapeutischen Handeln einen Beitrag zum Gewinn des Krieges leisten wollte. Davon abgegrenzt und ausgeschlossen waren jene psychiatrischen Patient:innen – nicht nur, aber vor allem – aus dem zivilen Bereich, die den Krieg in der Landes-Irrenanstalt Feldhof verbrachten. Während in den »Nervenspezialanstalten« und in den »Übungsschulen« für kranke und verletzte Soldaten alle medizinischen und pflegerischen Ressourcen mobilisiert wurden, erfuhren die Patient:innen in der Anstalt Feldhof Ausgrenzung und Vernachlässigung; mit Fortdauer des Krieges wurden sie vielfach sich selbst überlassen. War die Wiedererlangung der Dienst- und Arbeitsfähigkeit von Menschen nicht möglich, erschien deren Leben »wertlos«. Auch dies zeigt das Beispiel der Grazer Psychiatrie im Ersten Weltkrieg auf verstörende Art und Weise.

